

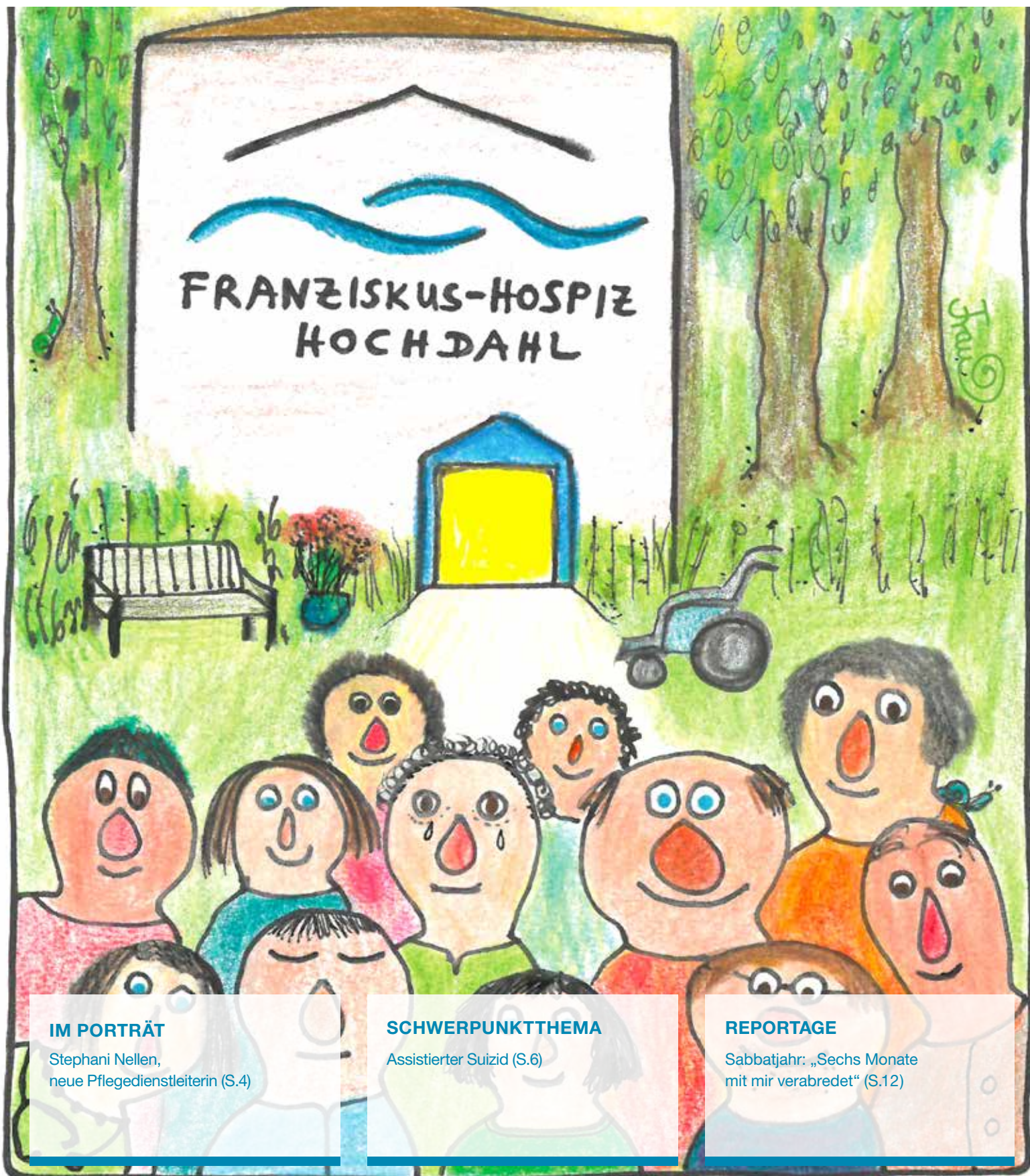
LEBENSWEDE

FORUM DES FRANZISKUS-HOSPIZ e. V.



FRANZISKUS-HOSPIZ e.V.
HOCHDAHL

AMBULANTES HOSPIZ • STATIONÄRES HOSPIZ



IM PORTRÄT

Stephani Nellen,
neue Pflegedienstleiterin (S.4)

SCHWERPUNKTTHEMA

Assistierter Suizid (S.6)

REPORTAGE

Sabbatjahr: „Sechs Monate
mit mir verabredet“ (S.12)

EDITORIAL

Spätestens seit Sommer freuen sich die meisten Menschen auf ihre „alte“ Freiheit, auf Gesundheit und ein Stück Normalität, auf die sie in der Corona-Zeit mehr als ein Jahr lang verzichten mussten. Die Lust am Leben soll im Vordergrund stehen, die Zeiten stehen auf Öffnung. Folglich hat doch keiner Lust auf schwergängige Themen? Ob das stimmt, ist äußerst fraglich. Denn viele Menschen haben ihre Denkstöße und Sorgen, die sie vor Corona beschäftigt haben, nur verschoben und nicht aufgehoben. Sie stecken noch irgendwo im Kopf oder in der Schublade.

So auch die Debatte um die Gesetzesnovelle des §217. Weil das Thema „assistierter Suizid“ so brisant wie eh und je ist, haben wir es in diesem Heft auf sechs Seiten in den Fokus gerückt und von sehr unterschiedlichen Seiten beleuchtet. Wir sprechen weniger von Paragrafen als von menschlichen Schicksalen, von den Gewissensnöten der Betroffenen und ihren Angehörigen, von der Ratlosigkeit der Pflege-Profis. Gleichzeitig möchten wir mit Ihnen, liebe Leser:innen, in einen Dialog treten und Sie um Stellungnahme per E-Mail oder Brief bitten.

In dieser LebensWende-Ausgabe stellen wir Ihnen außerdem die neue Pflegedienstleiterin im Stationären Hospiz, Stephani Nellen, sowie die neue Mitarbeiterin Barbara Dahm vor. Letztere wird für ein Jahr den sogenannten Bundesfreiwilligendienst (an der Seite von Hospizkoordinatorin Kornelia Smailes) ableisten. Ein großes Dankeschön an all diejenigen, die diese Ausgabe mitgestaltet haben

sagen *Silke Kirchmann*
und *Gerd Michalek*

Ein Huhn namens Doris

Es war Herbst 2019, als das Franziskus-Hospiz erstmalig Besuch von vier Legehennen bekam. Das kam gut an bei Gästen und dem Hospizteam, so dass im sonnigen Juli 2021 ein dreiwöchiger Zweitbesuch folgte. Das zahme Flattervieh (von Thomas Höppners Langenfelder Hühnerverleih „Mein Huhn - dein Huhn“) besteht aus zwei braunen und zwei schwarzen Hennen. Sie haben mehrere Vorzüge: Die Hennen sind pflegeleicht, lassen sich gerne streicheln, gackern munter vor sich hin und stoßen bei Hospizgästen wie auch Mitarbeiter:innen vielerlei Assoziationen und Erinnerungen aus Kindheit und Jugend an: Die vier sind artgerecht auf 40 qm untergebracht und haben viel Auslauf an der Waldseite des Hospizes, wo sie gut geschützt vor Marder und Bussard in einer automatisch verschließbaren Hühnerbox nächtigen.

Ein Hospizgast erinnert sich wehmütig an seine eigenen Hühner. Manch anderer mag an die Streiche von Wilhelm Buschs „Max und Moritz“ denken: Bekanntlich erleichtern die beiden Lausbuben Witwe Bolte um drei Hühner und einen Hahn („Jedes legt noch schnell ein Ei ...“) Apropos Ei. Täglich drei frische Eier sind bei den „Hospiz-Hennen“ garantiert. Tabu ist allerdings der Gedanke an den Verzehr der vier Gasthühner – vor allem bei den Hospiz-Hauswirtschafterinnen: Linda vom Küchenteam streichelt die vier Hühner täglich und nennt sie alle liebevoll DORIS.



Neu im Hospizteam: Barbara Dahm

Barbara Dahm freut sich rundum auf die nächsten zwölf Monate. Das merkten ihr die neuen Kolleg:innen direkt an. Am 31. Mai kam die gelernte Fremdsprachen-Korrespondentin (für Englisch, Spanisch und Französisch) nach Hochdahl, um sich dem Hospizteam erstmalig vorzustellen. Die 55-Jährige arbeitet fortan als neue Mitarbeiterin im Bundesfreiwilligendienst. Gemeinsam wird sie mit der Koordinatorin Kornelia Smailes den ambulanten Kinder- und Jugendhospizdienst des Franziskus-Hospizes mitgestalten.

Eine Art Pionierarbeit in Mettmann und Barbara Dahm ist mittendrin. Doch um das inhaltliche Neuland ist ihr nicht bange. Was sie bereits an ehrenamtlicher Erfahrung mitbringt, kann sich sehen lassen: Jahrelang hat Dahm in der christlichen Bücherstube in Mettmann mitgeholfen, außerdem in der evangelischen Landeskirche Kindergottesdienste gestaltet. Den Umgang mit Kindern kennt die dreifache Mutter natürlich aus dem Effeff. Inzwischen sind alle Kinder erwachsen und aus dem Haus. „Ich empfinde es als ein Privileg, nun im Franziskus-Hospiz mit-helfen zu dürfen und nochmals für ein Jahr einzutauchen in andere Tätigkeiten.“ Gut 30 Jahre ist es her, dass sie nach dem Abitur in Bethel ihr soziales Jahr ab-



solviiert hat. „Außerdem bin ich durch meinen Vater schon lange vertraut mit der Hospizbewegung. Er hat rund zehn Jahre in Wuppertal-Elberfeld ehrenamtlich in der ambulanten Hospizbegleitung gearbeitet.“ Kurze Zeit nach seinem Tod folgt sie nun in gewisser Weise seinem Vorbild.

Aus dem aktuellen Befähigungskurs für den Kinder- und Jugendhospizbereich schöpft sie viel Kraft und Motivation. „Wir werden in Zukunft Familien über Jahre begleiten. Meine Arbeit sehe ich in erster Linie als eine Lebensbegleitung“, betont Barbara Dahm. „Obwohl wir gegenwärtig wegen Corona den Befähigungskurs nur online absolvieren können, hat sich schon nach wenigen Sitzungen ein gutes und enges Gruppengefühl entwickelt: „Es machen Menschen mit, die um die 30 oder 40 Jahre alt sind und noch voll im Berufsleben stehen, teilweise auch Kinder haben. Andere sind bereits im Ruhestand. Das Team ist insofern schon eine sehr interessante Mischung.“

In ihrer Freizeit ruht sich Barbara Dahm kaum auf ihrer Couch aus. Sie hat viele Interessen: Oft singt sie und begleitet sich selbst mit der Gitarre. Sie liebt es, Briefe an Freunde und Bekannte zu schreiben oder sich einfach um andere zu kümmern. Nicht selten unterstützt sie die Kindernothilfe, indem sie deren Fragebögen vom Spanischen ins Deutsche übersetzt. Dadurch können deutsche Paten- eltern leichter erkennen, woran es Schulkindern beispielsweise in Guatemala mangelt. Barbara Dahm weiß also gut, ihre Zeit sinnvoll zu füllen.

Gebäudereiniger Reils & Wahl spenden 500 Euro an Franziskus-Hospiz

„Wir finden toll, was Ihre Hospizmitar- beiterInnen alles leisten!“ Sichtlich beeindruckt übergab Geschäftsführer Frank Wahl (von Reils & Wahl) einen Spendenscheck über 500 Euro an Hospiz-Schatzmeisterin Anke Banken. Wie es zum Erstkontakt kam? Weil Wahls Reinigungsfirma kürzlich in der Mühlen- straße 15 im neuen AHPB-Hospizbüro in Mettmann arbeitete, fiel ihm zufällig ein Hospiz-Flyer in die Hände. Frank Wahl nahm ihn mit und kam ins Grübeln. Wenig später erweiterte er seine Vorstellung vom Franziskus-Hospiz über die sozialen Medien.

„Das hat mich sehr interessiert. Klar wurde, dass wir Ihr Haus unterstützen.“ Am 5. August kamen er und sein Marketing-Mitarbeiter Lauritz Meurer ins Franziskus-Hospiz, um sich über die vielfältigen Dienste zu informieren. Was „Leben bis zuletzt“ im Hospiz bedeutet, wurde ihnen anhand vieler persönlicher Beispiele von Anke Banken und Presse-Mitarbeiter Gerd Michalek erläutert. Es war bestimmt nicht der letzte Besuch von Frank Wahl und seinem Team: Zum Schluss kam die ernste Frage seines Mitarbeiters Lauritz Meurer auf: „Wie wird man in Ihrem Hospiz ehrenamtlicher Mitarbeiter?“



„Schwester Greta war mein Vorbild“

Die neue Pflegedienstleiterin Stephani Nellen im Portrait

„Schon mit fünf Jahren stand für mich fest, dass ich Krankenschwester werde,“ sagt Stephani Nellen mit wachem Blick und einem kleinen Schmunzeln. Ihr frühes Vorbild war Schwester Greta, eine gute Bekannte ihrer Großtante, die als Gemeindeschwester arbeitete und eine eindrucksvolle Tracht trug.

Weil Greta mächtig Eindruck auf die kleine Stephani macht, arbeitet die gebürtige Wülfratherin bereits mit 15 Jahren als Aushilfspflegekraft in einem Altenheim, belegt danach ein Jahr lang die Pflegevorschule, bevor sie in Bochum ihre dreijährige Pflegeausbildung startet. Schon am Ende ihrer Ausbildung wird sie Mutter. Während sie anschließend erneut im Altenheim arbeitet, kommt ihr zweites Kind zur Welt.

Für einige Jahre steht folglich ihre Familie im Vordergrund: Stephani widmet sich vor allem ihren inzwischen vier Kindern, (die heute zwischen 20 und 29 Jahre alt sind) und engagiert sich sowohl in der Kirchengemeinde als auch bei den Pfadfindern, denen sie bis heute treu geblieben ist (das Motto „der Stärkere hilft dem Schwachen“ findet sie überzeugend). Was ihr Spaß in der Freizeit macht, ist vielerlei: Sie ist Naturmensch, der gerne liest und es liebt, mit ihrem Hund unterwegs zu sein.

Beruflich knüpft sie 2005 an ihre Altenheimarbeit an und geht ins Haus Salem nach Lintorf. Dort entdeckt sie für sich, wie erfüllend die Arbeit mit Demenzkranken sein kann. „Obwohl ich mir das anfangs gar nicht vorstellen konnte, machte es mir immer mehr Freude, in sehr unterschiedliche Welten einzutauchen. Genau hinzuschauen, was Menschen wirklich brauchen, spornt an.“ Was sie genau damit meine? „Bei Demenzkranken fehlt zunehmend das soziale Benehmen. Das Faszinosum ist, dass sie ihre Emotionen ungehemmt ausleben: Wenn ich eine Patientin zum Duschen begleite, ärgert sie das richtig. Dann nennt sie mich für den einen Moment blöde Kuh. Dann aber, wenn es um ihr Lieblingsspiel geht, bin ich für sie der liebste Mensch auf der Welt!“.

Solche Wechselbäder der Gefühle machen Stefani Nellen nichts aus, im Gegenteil. Sie entwickelt ein Gespür für gelebte Augenblicke: „Kaum, dass die unangenehme Situation vorüber sei, könne sich der Mensch ungetrübt darüber freuen, wie schön er/sie sich aus dem Spiegel entgegen schaue.“

Stephani Nellen steigt tiefer ein in die Thematik, absolviert gerontopsychiatrische Fortbildungen und wird im Haus Salem Wohnbereichsleiterin, schließlich auch Pflegedienstleiterin: „Damals im Altenheim lernte ich im Grunde schon den palliativen Gedanken kennen und die grundsätzliche Frage: Macht es wirklich noch Sinn, diese oder jene Diagnostik am Lebensende durchzuführen oder geht es nicht vielmehr darum, ein möglichst gutes Leben zu ermöglichen.“

Wenig später wechselt sie nach Neuss ins Heinrich Grüber-Haus, eine beschützende

Einrichtung der Diakonie, wo sie andert-halb Jahre bleibt. „Fahrtechnisch eine Katastrophe“, sagt sie heute und fügt schmunzelnd hinzu, dass sie wegen der Dauerstaus auf dem Arbeitsweg im Rheintunnel einen Kaffee-Automaten beantragt habe. Nachdem sie in Neuss die Palliative Care-Weiterbildung abgeschlossen hat, wechselt sie als Pflegedienstleiterin ins Haus Horst in Hilden und geht anschließend ins Hospiz St. Raffael nach Duisburg. Dort lernt sie als Fachpflegekraft Hospizarbeit von der Basis auf kennen.

2019 kommt ihr Kontakt zum Franziskus-Hospiz zustande, sie bewirbt sich, auch weil sie um den guten Ruf des Hauses weiß. „Leider war damals keine Stelle frei.“ Im Sommer 2021 klappt es schließlich. Eine gute Wahl, die sie nicht eine Sekunde bereut: „Ich bin dermaßen offen und herzlich hier in Hochdahl begrüßt worden, obwohl doch keiner wusste, wie ich meine Arbeit mache. Das war und ist toll“.



Meine Zeit im FSJ

Ein Beitrag von Steffen Funk

Es war ein Jahr mit vielen Fassetten, Erfahrungen und tollen Erlebnissen! Ehrlicherweise war ich mir am Anfang gar nicht so sicher, ob das FSJ die richtige Entscheidung für mich war. Doch jetzt, wo ein Jahr vorüber ist und ich rückblickend auf das Jahr schaue, kann ich diese Frage mit einem klaren „Ja“ beantworten. Ich habe Einblick in allen Bereichen des Hospizalltags gewinnen dürfen, zum Beispiel in der Verwaltung, auf Station und in der Hauswirtschaft, etc.. Dabei haben mich einige Aufgaben nicht so wirklich angesprochen, andere wiederum habe ich sehr gerne gemacht. Ich kann sagen, dass die Aufgaben sehr abwechslungsreich waren.

Am liebsten habe ich mich mit den Menschen beschäftigt, die mich sehr geprägt haben und mir gezeigt haben, dass die kleinen Dinge im Leben entscheidend sind. Im Rückblick fallen mir regelmäßige Momente der Begegnung ein. Ich erwische mich dann selbst beim Schmunzeln und freue mich dann, diesen Menschen kennengelernt zu haben und nette Momente mit diesem erlebt zu haben. Alles



in allem war die Entscheidung, ein FSJ im Franziskus Hospiz Hochdahl zu machen, die richtige und ich habe vieles auf zwischenmenschlicher Ebene gelernt und möchte die Erfahrungen nicht missen wollen. Konkret: Ich habe gelernt, die Dinge nicht nur schwarz-weiß zusehen. Und

dass es manchmal auch reicht, einfach nur da sein, jemanden zu haben, der einem zuhört und sich mit einem beschäftigt. Das war für mich auch eine schöne Erfahrung, dass man eigentlich nur man selbst sein muss und dafür so viel zurückbekommt.

Wenn ich an die Reaktionen von Freunden und Bekannten denke: Ihre Resonanz war durchweg positiv. Alle fanden es eine gute und wichtige Sache. Oft jedoch wurde gesagt: „Ich selbst könnte das ja nicht! Mit todkranken Menschen arbeiten!“ Das finde ich schade und hat mich auf Dauer auch genervt, weil so traurig und bedrückend, wie der Satz klingt, ist die Arbeit im Hospiz ganz und gar nicht. Im Gegenteil, es ist eine fröhliche und freundliche Atmosphäre, in der viel gelacht wird und man zusammen die letzten Momente mit den Menschen verbringen darf. Abschließend möchte ich mich bei allen Mitarbeitern und Hospizgästen bedanken, die mich bei meinem Weg begleitet haben. Ich freue mich auf ein baldiges Wiedersehen und wünsche dem Franziskus Hospiz alles Gute für die Zukunft.

„FSJ-ler:innen-Suche – etwas um die Ecke“

Über die Vorzüge eines Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ)

Liebe Mama, lieber Papa

- Dein Kind hat die Schule abgeschlossen und weiß nicht so recht, was es machen soll?
- Dein Kind hat Interesse an einer richtig abwechslungsreichen Aufgabe?
- Du findest es klasse, dass mit einem FSJ die Chancen, einen Studienplatz oder Ausbildung zu finden, für dein Kind deutlich größer werden?
- Dich nervt vielleicht, dass dein Kind total unentschlossen ist.
- Du wünschst dir, dass dein Kind in besten Händen ist, coole Kollegen und nette Chefs hat?
- Dann solltest du deinem Kind dringend zu einem FSJ (freiwilliges soziales Jahr) in unserem Hospiz-Zentrum raten.
- Wir freuen uns, dein Kind kennenzulernen!



Mehr Infos unter: stephanie.meis@marienhaus.de



Einführung: Der Suizid ist ein Streitbares Thema

„Hand an sich legen“ und den eigenen Tod herbeiführen – das ist schon seit Jahrhunderten ein heikles Thema. Sogenannte Selbstmörder wurden lange geächtet und jenseits der Friedhofsmauern beerdigt. Und während es viele gibt, die es aus christlicher Tradition von vornherein ablehnen und darin eine Sünde sehen, in Gottes Schöpfung und damit in „Werden und Vergehen“ einzugreifen, verweisen die Befürworter des Suizids vor allem auf die Selbstbestimmung und Würde eines Einzelnen. Und Menschen, die Betroffenen beim Suizid helfen möchten (und ihn damit assistieren), stehen ähnlich stark in der Kritik. Neuen Zündstoff hat die Debatte um den (assistierten) Suizid 2020 durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum §217 erhalten. Im Urteil des BVerfG v. 26.2.2020 heißt es:

„Das allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs. 1 in Verbindung mit Art. 1 Abs. 1 GG) umfasst ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben. Dieses Recht schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen und hierbei auf die freiwillige Hilfe Dritter zurückzugreifen. Die in Wahrnehmung dieses Rechts getroffene Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben entsprechend seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren.“

Der Deutsche Hospiz- und Palliativ-Verband (DHPV) hat dieses Urteil kritisiert. Der DHPV befürchtet, dass dieses Gesetz zur Entsolidarisierung mit schwerkranken und sterbenden Menschen führen wird. Als besonders schwerwiegend wird hierbei

der Umstand gesehen, dass jeder Sterbewillige auch ohne schwerwiegende Erkrankung, das Recht auf einen assistierten Suizid hat.

Wenn wir uns Menschen in einer physischen oder psychischen Notlage vorstellen: Was ist richtig, was ist falsch? Auf den folgenden sechs Seiten möchten wir Sie mit dem Lebensende von drei sehr unterschiedlichen Menschen konfrontieren. Es geht um einen Jugendlichen, einen Mann mittleren Alters und alte Frau, die scheinbar ihr Leben gelebt hat: Wir nennen sie in den anschließenden Fallgeschichten „Stefan, Marcel und Frau Kaufmann“.

Zum Hintergrund der drei Beispiele:

Sie wurden alle im Rahmen einer trägerweiten Ethik-Fortbildung von Silke Kirchmann (als Referentin) vorgetragen.

Wir möchten von Ihnen wissen: Was lösen diese Lebensgeschichten bei Ihnen aus?

Helfen Sie Ihnen, sich eine eigene Meinung zu bilden? Oder sorgen sie vor allem für Irritation und Ratlosigkeit? Wie erging es Ihnen beim Lesen?

Ihre Meinung und Ihre Gedanken sind uns wichtig!

Schreiben Sie uns, liebe LebensWende-Leser:innen – oder senden Sie uns eine E-Mail unter: gerd.michalek@marienhaus.de. (oder Silke.kirchmann@marienhaus.de)

In einer der nächsten LebensWende-Ausgaben werden wir diese Diskussion weiterführen – auch dank Ihres Engagements. Vielen Dank für Ihre Leser:innen-Briefe im Voraus!

„Das Leben ist voll für den Arsch!“

Ein Beitrag von Silke Kirchmann

Am 13.02.2014 konnte man folgendes in den deutschen Tageszeitungen lesen: Gesetzesänderung in Belgien: Sterbehilfe für Kinder erlaubt. Mitte Dezember 2013 hatte der Senat in Belgien einen neuen Gesetzentwurf auf den Weg gebracht. Dieser soll es ermöglichen, dass aktive Sterbehilfe auch bei Kindern rechtlich zulässig ist. Seitdem gibt es dort bei aktiver Sterbehilfe keine Altersbegrenzungen mehr. Die Debatte war damals heftig – in der Süddeutschen Zeitung stand: *Ein moralischer Dambruch – können Kinder das entscheiden?*

Im Folgenden geht es um Marcel, ich habe mehrere Male mit der Mutter telefoniert, Marcel selber bin ich nur einmal beim Aufnahmegespräch ins stationäre Kinder- und Jugendhospiz begegnet. Zu diesem Zeitpunkt war sein Allgemeinzustand schon sehr reduziert.

Die leitende Koordinatorin war eng mit der Familie verbunden, ebenfalls das Sternboot-Team (SAPV Düsseldorf). Im Februar 2014 ist Marcel bereits progredient erkrankt. Ein Glioblastom im Frontallappen machen ihm zunehmend Beschwerden.

Marcel ging in die 9. Klasse eines städtischen Gymnasiums. Er war nicht nur ein guter Schüler, sondern war zudem sehr sportlich. Seine Schwester sagte, er war immer ein Womanizer, legte immer großen Wert auf Äußerlichkeiten. Für viele ein Trendsetter. Erkannt wird die Krankheit erst, als Marcel beginnt, Doppelbilder zu sehen. Nach vielen Untersuchungen unter anderem ein CT wird die niederschmetternde Diagnose Glioblastom gestellt.

Bereits beim ersten Kontakt 2014 hat sich Marcel laut seiner Familie schon sehr verändert, er hatte zuvor den Kontakt zu Mitschülern abgebrochen, will keinen Besuch. Er ist aggressiv seinen Eltern und Geschwistern gegenüber, wirft Gegenstände und beleidigt sein Umfeld. Er geht nicht mehr vor die Türe, beginnt aber nach möglichen Therapien im Internet zu recherchieren. Die Erkenntnis ist eine weitere herbe Enttäuschung – er wird annähernd mit an hundertprozentiger Sicherheit daran versterben.



Man könnte wohl den Verlauf verlangsamen, aber eine Heilung scheint unmöglich. Bei einem Gespräch mit der Koordinatorin, die er erst mal ablehnt, schreit er ihr hinterher „Das Leben ist voll für den Arsch!“

Im Internet stolpert er auch über die Möglichkeit der aktiven Sterbehilfe. Schnell wird ihm klar: „Das will ich!“ Er schreibt an eine Rechtsanwältin in Belgien, die sich im Parlament für die Legalisierung stark gemacht hat. Diese teilt ihm mit, dass sie eigentlich keinen Suizidtourismus aus Deutschland wünschen, es aber wenigen Ausnahmen ermöglicht würde. Dazu müssten allerdings die Eltern zustimmen, da er eben noch nicht volljährig ist.

Die anschließenden Diskussionen beherrschen monatelang das Familienleben. Täglich kommt es zu Auseinandersetzungen. Er wirft seinen Eltern vor „ihn verrecken zu lassen“ – schließlich hätte jeder Hund ein Recht darauf, würdiger zu sterben.

Die Mutter beschreibt die Situation am Telefon so: „Ich hatte mich vorher noch nie mit Belgien beschäftigt, da fährt man halt

durch, wenn man in die Bretagne in den Urlaub fährt. Ich beginne die Belgier zu hassen. Haben die eigentlich eine Ahnung, was das für Eltern bedeutet, wenn das eigene Kind sein Leben vorzeitig beenden möchte? Wir fühlen uns um die wenige Zeit mit unserem Sohn betrogen. Natürlich ist Marcel wütend, natürlich bekommt, vor allem mein Mann, eine Menge ab. Aber allein die Möglichkeit, dass er nach Belgien reisen könnte, verhindert unseren Zugang zu Marcel. Er scheint geradezu davon besessen. Es darf doch nicht sein, dass wir uns gegen das Leben entscheiden müssen. Auch wenn ich weiß, dass mein Junge stirbt, so bleibt doch meine Hoffnung.“

Trotz Therapie verschlechtert sich Marcells Zustand drastisch, zunehmend ist er vergesslicher. Eine ausgeprägte Aphasie erschwert die Kommunikation. Seine Motorik verlangsamt sich, er hat eine Gangataxie. Schon bald spricht er gar nicht mehr. Im Dezember 2015 nach einer langen Leidenszeit verstirbt Marcel im Beisein seiner Familie friedlich. Am Ende blieb und bleibt die Frage: „Haben wir richtig entschieden!?“

Stefan und der quietschende Hahn

Ein Beitrag von Silke Kirchmann

Ich lerne Stefan rund ein halbes Jahr nach seiner Diagnose ALS kennen. Seine Frau bittet mich um ein Beratungsgespräch.

Zur Vorgeschichte: Als Stefan Anette kennenlernt, ist dies eines seiner glücklichsten Lebensmomente. Er ist schon 36, Anette gerade mal 29 Jahre alt. Er ist Schreinermeister und arbeitet bei der Handwerker-Innung als Lehrer. Zu seinen Hauptaufgaben gehört es, Auszubildende auf ihre praktische Prüfung vorzubereiten.

Stef (so sein Spitzname) und Anette heiraten schon ganz bald und ziehen in ein kleines Bergisches Fachwerkhaus am Rande einer Kleinstadt.

Immer wieder beobachtet Stefan, dass ihm häufiger Gegenstände aus der Hand fallen. So einmal ein Werkzeug während des Unterrichtes. Er macht sich zunächst keinerlei Gedanken. Als dies aber häufiger passiert, erzählt er seiner Frau davon. Seine Bedenken sind aber insofern kaum von Bedeutung, weil Anette ihn mit ihrer Schwangerschaft überrascht. Die Freude ist riesengroß, ein weiterer Herzenswunsch der beiden scheint zu klappen.

Diese wird überschattet, als Stefan nach einigen Untersuchungen erfährt, dass er an einer Amyotrophe Lateralsklerose, kurz ALS leidet. Dies ist eine nicht heilbare degenerative Erkrankung des motorischen Nervensystems. Für einige Tage steht die Welt still. Die zu erwartenden Dimensionen dieser Erkrankung ist so überwältigend, das Stef später von der „großen Stille“ spricht.

Bevor er die Arbeit in der Handwerks-Innung aufnahm, war er vier Jahre lang in Nigeria in einem Friedensdorf beschäftigt. Sein Glaube an Gott war stets unerschütterlich und eine tragende Säule seines Lebens. Im Friedensdorf war er „der Mensch für alles“, so erzählt er mir bei unserem ersten Gespräch. Eine Episode habe ich mir später notiert:

Einmal sei er mit einem Mann aus dem Dorf zu einem Markt gefahren, um Mate-

rial für ein neues Haus zu kaufen. Auf dem Rückweg dann ging der Motor aus.

„Weißt Du, die Autos sind an sich schon ein kleines Abenteuer, sicher konnte man sich eigentlich nie sein – ich fand es immer etwas beklemmend! Deshalb habe ich auch dafür gesorgt, dass ich nie allein fahre! Als wir dann mitten in der Pampa im Nirgendwo standen und dieser verflixte Motor keinen Mucks mehr von sich gab, bekam ich schon etwas Angst! Aber richtig schlimm wurde es, als ein Regenguss auf uns hernieder prasselte. Du kannst Dir

nicht vorstellen, wie es in einer so trockenen Gegend ist, vom Ertrinken bedroht zu sein. Ich habe angefangen zu beten, mein Begleiter, eigentlich Moslem, nahm meine Hand und wir haben jeder unsere Gebete gemurmelt. Auch wenn es sich kitschig anhört, wir wussten plötzlich: Gott ist anwesend. Es fühlte sich wirklich erhaben an, meinem Begleiter ging es ähnlich. Auch wenn wir uns nur durch Gesten und ein paar Fetzen Igbo (nigerianische Ethnie) verständigen konnten, fühlten wir das gleiche. Wie durch ein Wunder riss mitten in der Regenzeit der Himmel auf und die



Sonne wärmte uns. Kurz darauf kam ein weiteres Fahrzeug und hat uns aufgesammelt. Du musst wissen, meistens fahren tagelang keine Autos durch die Wildnis!“

In den folgenden drei Jahren verändert sich alles. Stefan wird zunehmend immobil. Ein Pflegebett im Erdgeschoss wird angeschafft. Fortan ist das Paar nachts getrennt. Anette kümmert sich um die Tochter und geht tagsüber arbeiten. Die wirtschaftliche Situation der jungen Familie ist angespannt. Ein Pflegedienst übernimmt die tägliche Versorgung. Eine ehrenamtliche Hospizbegleiterin besucht zudem zweimal wöchentlich die Familie. Sie ist deshalb so prädestiniert für diese Begleitung, da sie Jahre zuvor ihren Mann mit ALS gepflegt hat.



Ein Jahr später hat Stefan eine Trachealkanüle, das Bett kann er nicht mehr verlassen. Seine Bewegung ist so eingeschränkt, dass er nur noch minimal die Oberschenkel bewegen kann. Eine Krankenschwester hat eine gute Idee, sie besorgt ein Hundespielzeug in Form eines Hahnes. Diesen legt sie Stefan zwischen die Oberschenkel – es klappt. Wenn Stefan Hilfe benötigt oder etwas per Sprach-Computer mitteilen will – quietscht er fortan mit dem Hahn.

Ende Dezember 2015 hat sich Stefans Zustand noch einmal drastisch verschlechtert, er wiegt noch rund 35 kg mit einer Größe von 1.75 m

Die Möglichkeiten sich mitzuteilen, sind nach wie vor der Quietschehahn und ein visuell gesteuerter Sprach-Computer. Die Beatmungsgeräte laufen in der Zwischenzeit rund um die Uhr mit.

Seine Frau ist vollkommen am Limit ihrer Kräfte. Die in der Zwischenzeit 5-jährige Tochter weist auffällige Verhaltensmerkmale auf. Im Kindergarten bekommt Anette ständig zu hören, sie müsse mit Pia zum Kinderpsychologen. Die ohnehin belastete Frau reagiert mit einer tiefen Lethargie. Zu der Versorgungsstruktur ist noch ein SAPV-Team dazu gekommen.

Bei einem Besuch sagt er mir einen Satz, der mich sehr bewegt: „Ich glaube Gott ist in Nigeria geblieben – ich spüre ihn schon so lange nicht mehr.“

Am Dienstag, den 19.01.2016, um 19 Uhr rief mich Stefan an, eine Computerstimme sagte mir am Telefon monoton! „Hey Silke, am Donnerstag werde ich sterben – bist Du dabei?“ Die Nachricht hatte er an 5 weitere Personen versendet. Unter anderem an den leitenden SAPV-Arzt, die SAPV-Ärztin, an eine Pflegekraft, eine Freundin und Claudia, die Hospizbegleiterin.

Ziemlich schnell haben wir an dem Abend zusammen telefoniert. Der ärztliche Kollege teilte uns mit, dass Stefan um aktive Sterbehilfe gebeten hat. Ein assistierter Suizid sei auf Grund der Immobilität nicht mehr möglich.

Es wurde klar, das können wir einfach nicht machen!!! In dieser Nacht habe ich kein Auge zugetan. Zum einen, weil mei-

ne kleine Nichte geboren wurde und auf der anderen Seite, weil ich mich bei dem Gedanken erwischte habe, dass ich keinerlei sinnvolle Antwort parat hatte, ja ich konnte ihn wirklich verstehen. Nie zuvor und auch danach waren Leben und Tod so eng verknüpft wie in dieser Nacht.

Am nächsten Tag hatten wir ein mögliches Szenario entwickelt, passive Sterbehilfe geht. Wir schlugen Stefan vor, ihn zu sedieren und dann die Sauerstoffsättigung runterzufahren. Er würde so tief schlafen, dass er von dem eintretenden Tod nichts mitbekommen würde.

Stefan willigte sofort ein. Der 21.01. war für ihn ein magischer Tag. Genau 10 Jahre vorher war er Gott in Nigeria das erste Mal so nah begegnet. Er war sich ganz sicher, er würde ihn am Donnerstag wiedersehen.

Natürlich haben wir uns bei einem Rechtsanwalt versichert, dass wir nichts Illegales machen.

Wohl hat sich keiner von uns gefühlt, als wir uns Donnerstag gegen 13 Uhr bei der Familie einfanden. Uli, unser Palliativarzt, war hoch konzentriert, die Stimmung war sehr traurig. Stefan schrieb dann: Leute, lachend zu sterben, wäre besser für mich! Als er starb, war seine Frau, seine beste Freundin und wir als Team anwesend. Es war furchtbar und gut zugleich. Ich verlor meine professionelle Haltung und weinte stumm vor mich hin. Anette sprach ein Gebet an einen Gott, den es für sie schon lange nicht gab.

Als Team fühlten wir uns verloren. Unser Fazit war, das muss man nicht können müssen. Wir müssen eine Position finden, etwas, was uns stärkt und eine Antwort liefert. Es ist uns nicht wirklich gelungen.

Anette hat mit ihrer Tochter Nordrhein-Westfalen verlassen. Ich weiß über Dritte, dass es ihr lange Zeit nicht gut ging. Ihre Tochter hat begonnen aufzublühen, in der neuen Freiheit als Kind gesehen zu werden.

Ich bin mir sicher, wenn wir heute das Thema neu beleuchten würden, wären wir uns einig – irgendwie war es verrückt und schräg!

Elisabeth Kaufmanns Reise in die Schweiz

Ein Beitrag von Silke Kirchmann

Ich selbst kenne die folgende Geschichte aus zwei Perspektiven. Einmal aus Sicht der Familie Kaufmann und dann aus Sicht der Pflege- und Wohngruppenleitung des Seniorenheims. Elisabeth Kaufmann habe ich nicht kennengelernt.

Einleitung: Elisabeth Kaufmann zog im Alter von 82 Jahren in ein Seniorenheim. Geboren wurde die Rheinländerin 1936 in Köln. Ihr Vater wurde 1939 in den Krieg eingezogen, ihre Mutter zog infolgedessen ihre Tochter alleinerziehend groß. Der Vater verstarb im Januar 1944 in Nordfrankreich. 1958 heiratete Elisabeth Ernst Kaufmann. 1957 kam ihr Sohn Thomas, 1959 ihr zweiter Sohn Stefan zur Welt. Die Familie übernimmt den Lebensmittelladen von der Familie ihres Mannes. Bereits mit 34 Jahren ist Frau Kaufmann Witwe, ihr Mann verstirbt bei einem Autounfall. Ihre Söhne sind 13 und 15 Jahre alt.

Mit vielen Entbehrungen hält sie das Geschäft aufrecht, schon früh müssen die Söhne mit anpacken. Geld sparen kann die kleine Familie nicht, das Geld ist immer knapp. Dies hat zur Folge, dass die Söhne kein Abitur machen, sie verlassen so früh wie möglich die Schule, um die Mutter im Geschäft zu unterstützen.

Auch als die Söhne heirateten und eigene Familien gründeten, bleiben sie eng mit der Mutter verbunden. Als Thomas die Möglichkeit hat, einen größeren EDEKA Laden zu übernehmen, wird der Kontakt noch enger. In familiärer Gemeinschaftsarbeit floriert das Geschäft in den Anfangsjahren. Es bleibt eine harte Arbeit mit wenig Lohn – so die Söhne später.

Als die Mutter zunehmend wackeliger auf den Beinen wird, macht sich die ganze Familie große Sorgen. Die Moma, wie sie liebevoll von den Familienmitgliedern genannt wird, wirkt deutlich erschöpfter. Bei Untersuchungen wird deutlich, sie hat neben einem inoperablen grünen Star, der schleichend zur Erblindung führt, eine beginnende Parkinson-Erkrankung.

Sehr schnell wird klar, dass Moma auch mit externer Unterstützung nicht weiter

allein leben kann. Rund ein Jahr lang versucht die Familie die Versorgungslücken abzudecken, allerdings ist dies mit dem Geschäft bald nicht mehr realisierbar. Mit viel Trauer und Abschiedsschmerz zieht Elisabeth Kaufmann in ein Seniorenheim. Sie bekommt ein schönes Einzelzimmer mit Blick ins Grüne. Moma fühlt sich trotz Bemühungen der Mitarbeiter:innen unwohl in ihrer neuen Bleibe.

Sie war immer selbstbestimmt, war das Oberhaupt einer Familie. Sie war lange der Mittelpunkt und die Richtungsweisende. Das Leben scheint zunehmend keine Option mehr zu sein, sie fühlt sich leer, unbedeutend und lebensmüde. Die drohende Blindheit und Immobilität empfindet sie zudem als Perspektivlosigkeit. Immer wieder versucht sie den Pflegekräften zu erklären, dass sie so gerne sterben möchte.



Schnell hat sie das Gefühl, dass man ihren Wunsch nicht ernst nimmt. Konfrontiert mit den Antworten: „Ach Frau Kaufmann, hier ist es doch schön, oder?“; „Frau Kaufmann, denken Sie auch mal an Ihre Familie“ und ähnliche Aussagen machen sie ärgerlich und zunehmend sprachlos. Sie spricht offen mit der Pflegedienstleitung über ihren Wunsch zu sterben. Die Pflegedienstleitung eines christlichen Seniorenheims reagiert geradezu entsetzt über ihren Wunsch. Diese offene ablehnende Haltung empfindet Elisabeth Kaufmann als zurückweisend und bewertend. Mit ihren Söhnen spricht sie gar nicht über ihr Leid. Es bleibt aber ein tief empfundenes Schamgefühl. Die Familien ihrer Söhne müssen auf vieles verzichten, da der Zuzahlungsbeitrag monatlich sehr belastend ist.

Elisabeth Kaufmann verstummt! Sie macht klaglos alles mit und wirkt auf die Mitarbeiter:innen endlich im Haus angekommen. Auch ihren Söhnen gegenüber mimt sie die Starke, im Gegenteil: Drei Wochen vor ihrem Tod scheint sie geradezu gelöst, macht Witze und wirkt stark. Es wird gemeinsam Geburtstag gefeiert, die ganze Familie kommt noch einmal zusammen. Im Gespräch mit Sohn Thomas sagte er einmal: „Mutter war an ihrem Geburtstag so entspannt, sie wirkte so glücklich. Es war ein bisschen wie früher. Gott sei Dank haben wir uns alle so herzlich voneinander verabschiedet – wir konnten wirklich nichts ahnen!“

Was allerdings im Verborgenen passiert, bekommt offensichtlich niemand mit. Elisabeth Kaufmann hat durch die gute Unterweisung ihres älteren Enkelsohns vor einigen Jahren eine für ihr Alter hohe Affinität zur Arbeit mit dem Computer entwickelt.

Durch eine gute Recherche bekommt sie Kontakt zu der Schweizer Interessengruppe und Organisation DIGNITAS mit dem Motto „Menschenwürdig leben – Menschenwürdig sterben“ – dies ist ein Schweizer Verein mit Sitz unter anderem im Kanton Zürich, der sich laut eigenen Angaben für ein umfassendes Selbstbestimmungsrecht am Lebensende einsetzt und seinen Mitgliedern auf Anfrage Beratung, Begleitung und Beihilfe zum Suizid bzw. genauer Freitodbegleitung anbietet. Dort bekommt sie telefonisch freundli-

chen Kontakt zu einer Ärztin. Später schreibt sie in einem Brief an ihre beiden Söhne: „Frau Dr. Matheo war der allererste Mensch, der das, was ich fühle und möchte, nicht verurteilt hat. Bitte verurteilt auch ihr mich nicht, ich konnte mit Euch beiden nicht darüber reden – ihr seid doch meine Kinder“.

Dieser Ärztin schildert sie ihr ganzes Leid mit dem klaren Wunsch, ihrem Leben ein würdevolles Ende zu setzen. Das Problem sei, sie habe wenig Geld und könne die anfallenden Kosten von rund 7.000 Franken (6.500 €) nicht allein decken. Sie kann ungefähr die Hälfte der Kosten bezahlen.

Die Ärztin sichert ihr zu, ihren Fall dem Vorstand in Zürich vorzustellen. Nach vier Wochen bekommt sie die Antwort, es gibt einen Sponsor aus Graz, der ihre Kosten übernimmt. Sie verabreden sich für zwei Wochen später mit Dr. Matheo und einem Vertreter von DIGNITAS, um den möglichen Ablauf eines Freitodes zu besprechen.

Den Pflegemitarbeiter:innen erzählt sie, es besuche sie eine Freundin aus der Schweiz die gerade in der Gegend sei. Im Brief an ihre Söhne schreibt sie später: Entschuldigt bitte meine kleinen Lügen, ich musste sichergehen, dass ich mit Frau Dr. Matheo und Herrn Nögli in Ruhe reden konnte.

Am 12.07.2016 ist es so weit, wie geplant wird sie vormittags von einem Taxi abgeholt. Im Seniorenheim erzählte sie den Mitarbeiter:innen, dass sie sich mit ihren Kindern trifft. Einen Abschiedsbrief an die Heim- und Pflegedienstleitung hat sie einen Tag zuvor zur Post gegeben. Ihren Kindern schreibt sie ebenfalls einen langen Brief, in dem sie um Verständnis bittet. Diesen versendet sie am Tag ihrer Reise in die Schweiz. Einen zweiten Brief (mit gleichem Inhalt) deponiert sie in ihren Unterlagen im Kleiderschrank.

Am 14.07.2016 stirbt Elisabeth Kaufmann unter Aufsicht und im Beisein von Dr. Matheo und Nögli und einer Krankenschwester. Zuvor wurde sie in einem Hotel durch zwei Ärzte untersucht. Eine Mitarbeiterin von DIGNITAS war die ganze Zeit bei ihr – so steht es später im Bericht.

Nögli filmt die ganze Zeit ihren Freitod. Vor ihrem Versterben wird Elisabeth Kaufmann noch einmal vor laufender Kamera

gefragt, ob sie sich sicher sei, nun sterben zu wollen. Ob ihr die Tragweite bekannt sei, wenn sie die Infusion aufdrehe? Die Fragen kann sie klar und deutlich mit „ja“ beantworten. Dann dreht sie selbständig die Infusion auf. Nach 2 Minuten und 42 Sekunden verstirbt sie.

Das Filmmaterial wird später auf Wunsch der Verstorbenen der Familie zur Verfügung gestellt – erst 2020 ist die Familie in der Lage, das Filmmaterial gut dosiert anzuschauen. Ich selbst habe den Film bereits 2016 auf Bitten der Familie angeschaut.

Ich werde von der Heimleitung informiert, mit der Bitte bei einem Gespräch mit der Familie anwesend zu sein, um dieses zu moderieren.

Das erste Gespräch verläuft sehr emotional. Insbesondere der jüngere Sohn Stefan und seine Ehefrau unterstellen den Mitarbeiter:innen des Seniorenheims unterlassene Hilfeleistung. Teile der Familie weinen, andere verstummen. Entsetzen macht sich aber bei allen Beteiligten breit. Die Situation ist auch für mich verstörend. Selten habe ich so entsetzte Menschen erlebt.

Auch bei einem weiteren Gespräch werden der Pflegeleitung schwere Vorwürfe gemacht. Innerhalb der Familie kommt es zu Schuldzuweisungen. Eines der vorherrschenden Vorwürfe ist, dass man Moma offensichtlich nicht begreiflich machen konnte, wie wichtig sie doch für die Familie sei. Für Thomas und Stefan eine erste Zerreißeprobe ihrer engen Verbindung zueinander.

Ich habe bis heute Kontakt zu Thomas. Dieses Erlebnis war zutiefst einschneidend für die Familie. Die Frage *Warum? Was haben wir übersehen? Hätten wir das verhindern können?* bleibt als quälendes Grundsummen in der Familie. Dieses Ereignis hat auch in dem Seniorenheim zu vielen Diskussionen geführt. Die Wohngruppenleitung sah sich außerstande, ihren Beruf weiter auszuüben. Es wurden Supervisionen angeboten. Ein Seelsorger besuchte häufiger den Wohnbereich.

„Sechs Monate mit mir verabredet“

Oder: „Wer bin ich ohne meine Arbeit?“



Es gibt Menschen, die legen irgendwann in ihrem Arbeitsleben mal ein Sabbatjahr ein, um die langersehnte große Reise zu machen. Sie schweifen in die Ferne an ihren Sehnsuchtsort, an dem sie möglichst über ein (halbes) Jahr lang bleiben möchten. Doch den hatte Beate Müller gar nicht. Bei der 60-jährigen Hospizmitarbeiterin war es anders: „Im Laufe meines Arbeitslebens war ich lange in München, Istanbul, Heidelberg und Heiligenstadt. Zusammengerechnet 18 Jahre. Vielleicht bin ich ja deswegen niemand, den das große Fernweh packt. Seit meinem Schulabschluss mit 16 Jahren habe ich bis heute fast ununterbrochen gearbeitet und zwei (inzwischen erwachsene) Kinder bekommen. Jetzt ging es mir darum, einfach Zeit zu haben ohne Pläne! Mein Experiment hieß: Wer bin ich eigentlich – ohne meine Arbeit?“

So dachte sich das Beate Müller im April 2020, als die Corona-Welle erstmalig über Deutschland und die ganze Welt rollte. An Reisen war angesichts der Pandemie nicht zu denken, aber das war für sie nicht schlimm. Das Wetter war wunderschön, sie war viel im Garten oder saß zuhause

am Kaffeetisch bei Buntstiften und Papier und malte. Zufrieden mit sich und ihrer kreativen Tätigkeit, die sich ein klein wenig verselbstständigte: „Ich zeichnete zunächst Anti-Corona-Postkarten und verschickte sie an Freunde und Bekannte, um ihnen in dieser ernsten Zeit eine kleine Freude zu machen. Als Kartenmotiv dienten oft Menschen, die rote Nasen haben und dem Betrachter ein Lächeln entlocken. Das allein schon machte Spaß. Ganz überraschend schenkte mir mein Lebenspartner dann noch zum Geburtstag einen Webshop, weil er meinte, dass die Karten vielen gefallen könnten. So haben wir dann einen Postkartenverlag gegründet.“ (www.fraukringel.de)

Im Mai 2020 – als erste Reisen in der Corona-Zeit wieder möglich wurden, gönnte sich die gelernte Krankenschwester acht Tage auf der Insel Juist in Ostfriesland. Dort lebte sie im Gleichklang von Spazierengehen, morgendlicher Andacht und Malen. Dem folgte noch ein Workshop in der Eifel, wo sich Krankenhaus- und Hospiz-Clowns (wie Beate alias Frau Kringel einer ist) mal wieder trafen. Allein so vor sich hin „in einer Art Künstler-Existenz“ hat

Beate ohnehin nie gelebt. Dafür sind ihr familiäre Bande viel zu wichtig. Hinzu kam, dass sich Beate im Januar 2021 von ihrer Mutter verabschieden musste. Die verstarb mit 92 Jahren. „Ich habe diese Zeit sehr bewusst erlebt und konnte vieles Revue passieren lassen. Wie wichtig es ist, Zeit zu haben, ist uns als Hospizmitarbeitenden zum Glück bewusst.“

So fällt das Resümee am Ende ihrer Sabbatzeit eindeutig aus: „In den sechs Monaten habe ich keine einzige Sekunde Langeweile verspürt. Ich finde es toll, dass unsere Hospizleiterin mein Sabbatjahr befürwortet hat und ich den Deal machen konnte: ein halbes Jahr voll arbeiten – ein halbes Jahr Sabbatzeit (für insgesamt ein halbes Gehalt). Für mich ist das Experiment Sabbatzeit rundweg positiv ausgefallen: Ich kann tatsächlich sehr gut Zeit ohne meine Arbeit verbringen. Und ich spüre deutlich, wie gut es mir tut, auch mal Zeit für mich allein zu haben. Deshalb zählt zu meinen Lieblingssätzen des Humoristen Karl Valentin folgender: „Heute bin ich mit mir verabredet. Mal sehen, ob ich zuhause bin?“

Interview mit Rashida El Khabbachi

Wie kamen Sie eigentlich darauf, sich für den Hospizkurs „Ambulante Kinder- und Jugendhospizarbeit“ von Koordinatorin Kornelia Smailes anzumelden?

Ich hatte persönlich zunächst eine schwere Zeit, als im letzten Jahr mein Vater verstarb. Da habe ich über die sozialen Medien den Aufruf von Konny Smailes gesehen: „Menschen für den Ehrenamts-Kurs gesucht“. Mein Vater hat sich zeitlebens sehr für andere eingesetzt, so dass ich mir gesagt habe: Sein Engagement kann doch jetzt nicht einfach zu Ende sein! So habe ich mich noch am gleichen Tag für den Kurs beworben.

Welche Motivation bringen Sie dazu mit?

Ich freue mich dermaßen nach Kursabschluss Konnys Anruf zu bekommen: „Du darfst jetzt bei der und der Familie anfangen zu begleiten.“ Ich möchte einem schwerkranken Kind einfach Zeit und ein Lächeln schenken. Meine größte Motivation ist die Liebe, die ich in mir trage, sie zeigt mir den Weg.

Was haben Sie vom Kurs erwartet? Welche Themen, welche Anstöße haben Sie besonders beschäftigt?

Ich war überrascht, wie umfangreich der Kurs ist und womit ich mich alles auseinandersetzen kann – gerade auf psychologischer Ebene: Beispielsweise geht es um die Nähe und Distanz zu Menschen, oder die unterschiedlichen Arten des Zuhörens, die uns Beate Halblitzel näherbringt. Für unseren Kurs müssen wir außerdem eine Hausarbeit erstellen. Die soll sich um „Freizeit und Urlaub als Herausforderung in der Begleitung“ drehen.

Noch ein kleiner Steckbrief von Ihnen?

Ich bin 42 Jahre alt, habe drei Kinder (20, 14 und 9 Jahre alt) Und ich bin sehr froh, dass mich mein Mann so tatkräftig unterstützt. Ich bin als Zweijährige aus Marokko nach Deutschland gekommen, dann in Erkrath aufgewachsen und auch hundertfach ums Hospiz gegangen, ohne hineinzugehen. (Das wird sich nun ändern.)

Was machen Sie beruflich?

Auf dem ersten Bildungsweg habe ich eine kaufmännische Ausbildung gemacht, dann

habe ich 2015 berufsbegleitend Gesundheits- und Sozialmanagement studiert und auch abgeschlossen. Im sogenannten Integrationsfond Hilden-Haan-Erkrath (IFH) habe ich eine leitende Tätigkeit gefunden, die mir sehr viel Freude bereitet.

Wie kam es, dass Sie kürzlich einen besonderen Preis erhielten? Es geht um den „Paul Harris Fellow“-Preis, der, so hörten wir, auch dem ehemaligen US-Präsident Jimmy Carter verliehen wurde.

Ich habe mich gerade in der Corona-Zeit besonders bemüht, dass die Integrationsarbeit gut weiterging und Arbeitssuchende und Unternehmen leichter zueinanderfinden. So haben Bewerber:innen, die quasi von der Krise ausgebremst wurden, trotzdem eine Arbeit gefunden. Außerdem unterstütze ich die beteiligten Firmen, wenn sie bei Behörden Anträge stellen müssen. Dafür hat mich der Rotary Club mit diesem Preis ausgezeichnet.

Was bedeutet Ihnen diese Ehrung?

Besonders stolz macht mich, dass ich als Preisträgerin nun in einer Reihe mit Mutter

Theresa stehe. Die habe ich schon immer dafür bewundert und als Vorbild gesehen, weil sie zu keinem Menschen irgendwelche Berührungängste hat.

Wenn ich am Schluss noch meine „kleine Vision“ anfügen darf:

Ich wünsche mir sehr, dass Menschen aus meiner interkulturellen community (ob Marokkaner, Türken, Italiener oder Syrer) vermehrt auf die Hospizarbeit aufmerksam werden. Obwohl viele von ihnen eine soziale Ader besitzen, erfahren die meisten sehr wenig, was im Hospiz eigentlich gemacht wird. Das ist offenbar ein Informationsproblem. Und daran lässt sich arbeiten!

Zum Schluss noch eine persönliche Frage: Was machen Sie gerne in Ihrer Freizeit?

In jeder freien Minute lesen! Egal, ob es Thomas Manns „Buddenbrooks“ ist oder ein gutes wissenschaftliches Buch.

Vielen Dank für das informative Gespräch.



Corona und Kaffee in der Sonne

Ein Bericht von Heinz Stobe

Während der Corona-Pandemie waren Besuche im Altenheim zeitweise nicht möglich. Dann jedoch wurden die Maßnahmen gelockert und wir konnten endlich wieder Menschen begleiten. Inzwischen gab es auch viele Anfragen von Angehörigen und von den Heimen. Im Sommer übernahm ich die Begleitung von Herrn K.

Er war 81 Jahre alt und hatte Krebs. Das Laufen fiel ihm schwer, er war auf den Rollstuhl angewiesen. Bei schönem Wetter gingen wir spazieren, tranken Kaffee und unterhielten uns. Herr K. war mit seinem jetzigen Zustand sehr unzufrieden. In unseren Gesprächen sagte er oft, bei seinen vielen Krankheiten sei es besser, er würde seinem Leben ein Ende machen. Wir diskutierten das Thema immer wieder und er kam zu dem Schluss, dass bei einem missglückten Suizidversuch seine Situation noch unerträglicher sein könnte.

Dann sprachen wir über seine Situation im Heim und er erzählte, dass die Pflegekräfte nett und freundlich seien, seine Frau ihn fast täglich besuche und er oft mit Verwandten und Bekannten telefoniere. Er musste sich eingestehen, dass es ihm eigentlich noch ganz gut ging. Trotz-

dem blieb seine Unzufriedenheit und das Thema Suizid.

Die neuen Schutzmaßnahmen erlaubten ihm, allein das Haus zu verlassen. Er kam aber meistens nur bis vor die Tür, denn es fiel ihm schwer, den Rollstuhl vorwärtszubewegen. Er hatte früher Sport getrieben, doch jetzt fehlte ihm die Kraft in Armen und Händen.

Um für mich die strengen Hygienemaßnahmen, die im Haus erforderlich waren, zu vermeiden, trafen wir uns draußen vor der Eingangstür. Unsere Spaziergänge verbanden wir oft mit kleinen Besorgungen. Wenn wir wegen der Treppenstufen mit dem Rollstuhl nicht in das Ladenlokal hineinkamen, baten wir die Verkäufer:innen, herauszukommen und uns auf der Straße zu bedienen. Zum Abschluss gingen wir oft in ein Café. Dann jedoch mussten die Cafés schließen. Wir fanden eine Bäckerei, wo es Kaffee to go gab. So tranken wir unseren Kaffee draußen an der frischen Luft. Herr K. brauchte keine Sitzgelegenheit, er hatte ja seinen Rollstuhl und für mich suchten wir einen freien Platz auf einer Parkbank. Als wir so eines Tages draußen saßen und uns unterhielten, den Menschen zusahen und uns von der Sonne wärmen ließen, sagte



er spontan: „Das Leben ist schön.“ Ich war so erstaunt, dass es mir die Sprache verschlug. Und reden brauchten wir jetzt sowieso nicht, uns reichte unser Kaffee und die warme Sonne. Später, auf dem Heimweg, fanden wir, dass die Menschen heute freundlicher und unsere Umgebung bunter war als sonst. Beim Abschied stellten wir beide fest: „Heute war ein schöner Tag.“

TEXTE AUS DER RUBRIK „UNVERLANGT EINGESANDT, ABER SCHÖN!“

Wie die Wolken wohl schmecken? Gedanken des vierjährigen Paul

Von Gisela Krause (Ehrenamtliche im AHPB) im Gespräch mit ihrem Leih-Enkel Paul

Paul:
Oma, ist der Opa alt?

Oma:
Ja, der Opa ist alt.

Paul:
Muss der Opa bald sterben?

Oma:
Das weiß ich nicht, ich hoffe nicht.

Paul (mit betrubter Stimme):
Wenn der Opa stirbt und du auch, dann habe ich keinen Opa und keine Oma mehr. (Denkpause – dann fröhlich) Aber wenn ich und Mama und Pluto (der Hund) sterben, dann treffen wir uns alle wieder im Himmel.

Oma:
Ja, dann spielen wir alle auf den Wolken!

Paul:
...und ich esse von den Wolken, die schmecken wie Zuckerwatte“ (Denkpause). Oma, aber Fernsehen gibt es nicht im Himmel!

Im Gedenken an unsere erste Vereinsvorsitzende

Am 22. Juni 2021 verstarb im Alter von 93 Jahren die erste Vorsitzende des Franziskus-Hospiz e. V., Hildegard Smoch. Sie war neben dem ehemaligen Pfarrer der katholischen Kirchengemeinde Sankt Franziskus, Gerd Verhoeven, und einigen anderen Interessierten eine der treibenden Kräfte, als es um die Verwirklichung der Hospizidee „beim Sterben nicht alleine zu sein“ in Hochdahl ging. Auch gegen erbitterten Widerstand verschiedener Menschen in Hochdahl half Hildegard Smoch energiegeladen und voller Feuer für die Hospizidee mit, diese in die Tat umzusetzen.

Gerd Verhoeven formuliert es in der Rückschau so: „Hildegard Smoch war eine tatkräftige Unterstützerin der Hospizidee. Ich weiß nicht, ob ich ohne ihr Mittun die Kraft gefunden hätte, die Idee zu verwirklichen.“ Noch vor der Gründung des Vereins engagierte sich Hildegard Smoch zusammen mit weiteren Unterstützer:innen aus Hochdahl und den Waldbreitbacher Franziskanerinnen für die Hospizidee. Als dann am 27. Januar 1989 der Franziskus-Hospiz-Verein gegründet wurde, wählte man Hildegard Smoch zur ersten Vorsitzenden des Vereins. In dieser Zeit galt es,

viele Fragen zu klären und Neuland zu beschreiten. Es ging um Kooperation und Zusammenarbeit mit den verschiedenen Interessengruppen. Auch war schon früh die Notwendigkeit eines Hauses erkannt worden, in dem Menschen ihren letzten Weg gehen konnten, wenn es zuhause nicht mehr möglich war.

Wir werden Hildegard Smoch in ehrender Erinnerung behalten.

Christoph Herwald
Vorsitzender Franziskus-Hospiz e. V.

„Gemeinsam Kekse backen und mehr“

Ein Beitrag von Nicole Gocht

Heute war es wieder so weit: Ich hatte eine Verabredung mit Frau S. Punkt 14 Uhr klingelte ich bei ihr. Sie begrüßte mich wie immer lächelnd an der Tür. Da es an diesem Tage regnerisch war und wir nicht spazieren gehen konnten, hatte sie alles zum Backen vorbereitet. Ich legte ab und wusch mir die Hände, bevor wir gleich in der Küche verschwanden, um die Haferkekse zu backen, für die ich ihr kurz zuvor das Rezept mitgebracht hatte. Warum Haferkekse? Sie hat sie sich gewünscht und diesen Wunsch habe ich ihr mit Freuden erfüllt. Sie hatte schon alle Zutaten bereitgestellt und bediente souverän ihre Küchenmaschine. Sie war im Leben eine taffe, selbstbestimmte Frau, das merkte man. Den Teig auf dem Blech zu verteilen, wurde dann aber doch meine Aufgabe und wie ich später mal von ihrer Tochter erfuhr, war das schon etwas Besonderes.

Sie hat selten Arbeiten abgegeben, sie muss mich wirklich geschätzt haben. Das hat mich schon berührt. Abgeben ist nicht leicht. Wir haben zwei Bleche gezaubert und uns im Anschluss jeder mit noch warmen Keksen ins Wohnzimmer gesetzt und sie genossen.

Ich habe ihr dann noch weiter aus dem Buch „Jenseits von Afrika“ vorgelesen, weil ihr selber das Lesen zu schwerfiel. Immer wenn ich kam, gab es ein paar Kapitel. Leider haben wir das Buch nicht mehr fertiglesen können, aber sie hat das Vorlesen sehr genossen. Das nächste Mal sagte sie den Termin zu unserem Treffen ab, da es ihr nicht gut ging.

Als ich sie wiedersah, war ihre Tochter aus dem Ausland zurückgekehrt, um ihre Mutter auf dem letzten Weg zu begleiten. Ich blieb an diesem Nachmittag bei ihrer Mutter,

um ihr mal eine Auszeit zu ermöglichen, damit sie einfach mal rausgehen konnte ohne Sorge. An diesem Tag sprachen wir nicht miteinander, ich war einfach nur da. Die Krankheit hatte sie mit voller Gewalt eingeholt und derart geschwächt, dass sie vorwiegend schlief. Das letzte Mal, dass ich sie besuchte, war dann im Stationären Hospiz. Sie war wach und wir konnten miteinander reden und uns verabschieden. Sie gab mir zum Abschied die Hand. Und da war er wieder: dieser unglaublich feste Händedruck dieser beeindruckenden und doch so zarten kleinen Frau!



Neue ehrenamtliche Mitarbeiter:innen

Aus dem Ermutigungs- und Befähigungskurs 2020, der corona-bedingt erst kürzlich zu Ende geführt wurde, sind alle neun Teilnehmer ins Ehrenamt eingestiegen. Wir möchten die Neuen ganz herzlich im Franziskus-Hospiz begrüßen:

Neu am Empfang:
Hannelore Hummen

Neu im AHPB:
Nuria Cardinale-Repp
Karin Lennartz
Edith Meyer-Kloth

Hans Gerd Rübo
Hannelore Schröder
Anne Sobotta
Marion Taha
Cornelia Wilfert

ANSPRECHPARTNERINNEN UND -PARTNER IM FRANZISKUS-HOSPIZ HOCHDAHL (FHH)

Telefon 02104 9372-0

Hospiz-Empfang

Claudia Dickie und Elena Müller
(und weitere Mitarbeitende des FHH)

Hospiz-Leitung

Silke Kirchmann und Sebastian Pietschek (stellv.)

Assistentinnen der Hospiz-Leitung

Nicole Breloh und Stephanie Meis

Pflegedienstleitung im Stationären Hospiz

Stephani Nellen und Christina Herzig (stellv.)

Anfrage-Management im Stationären Hospiz

Siegfried Schulte

Ambulanter Hospiz- und Palliativberatungsdienst (AHPB)

Claudia Schmitz, Sabine Mischke, Christiane Dommach
Mühlenstraße 15, 40822 Mettmann, Telefon 02104-9372-41

AHPT in der SAPV-Mettmann Süd GmbH

Sebastian Pietschek und Beate Müller (stellv.)

Ambulanter Kinder- und Jugendhospizdienst

Kornelia Smailes
Mühlenstraße 17, 40822 Mettmann, Telefon 02104-9372-57

Seelsorge

Carola Engel

Hauswirtschaft

Daniela Löbe (Lt.), Barbara Miosga

Haustechnik

Uwe Böhm

Vereinsbüro des Franziskus-Hospiz e.V. Hochdahl

Anke Banken

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Gerd Michalek

IMPRESSUM

LEBENSWEDE | *Forum des Franziskus-Hospiz e. V. Hochdahl*

Herausgeber:

Franziskus-Hospiz e. V. Hochdahl
Christoph Herwald, Vorsitzender
Hospiz-Zentrum & Büro, 40699 Erkrath, Trills 27
Telefon 02104 9372-0 · Telefax 02104 9372-98

Spendenkonto:

Kreissparkasse Düsseldorf
IBAN: DE90 3015 0200 0003 1056 08 | BIC: WELADED1KSD
VR Bank eG Monheim
IBAN: DE54 3056 0548 0505 9000 14 | BIC: GENODED1NLD

Redaktion:

Gerd Michalek, Silke Kirchmann

Mitarbeitende dieser Ausgabe:

Steffen Funk, Nicole Gocht, Christoph Herwald, Gisela Krause, Romiena Ruban, Heinz Stobe

Fotonachweise:

Nicole Breloh (S.2), Barbara Dahm (S.3), Gerd Michalek (S.3), Stephani Nellen (S.4), Steffen Funk (priv. S.5), Beate Müller (S.12), iStockphoto (S.5–10), Rashida El Khabbachi (S.13), Nicole Gocht (S.15), Heinz Stobe (S.14)

Titelfoto:

Beate Müller

Gestaltung:

Marienhaus GmbH, Unternehmenskommunikation & Marketing

Druck:

FLYERLARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Auflage:

2.000 Exemplare